

# Fussball auf dem Flickenteppich

[ TEXT: FRANZISKA KNUPPER ]

**Hitze, Fasten, Vorurteile – die Frauen-Nationalmannschaft in den palästinensischen Gebieten im Westjordanland trainiert unter harten Bedingungen, aber mit umso mehr Leidenschaft. Fussball bringt Hoffnung in eine Region, die das bitter nötig hat.**

**B**ereits um neun Uhr morgens heizt die Sonne Ramallah, der bunten Grossstadt im Westjordanland gleich neben Jerusalem, mächtig ein. Bei über 30 Grad flimmert die Hitze auf den Strassen, kriecht durch das Treiben auf dem Markt und durch die überfüllten Busse. Keine Brise ist zu spüren. Auch nicht am Checkpoint von Calandia, wo Hanadi Nasser Eldin, Leiterin des palästinensischen Frauenfussballverbands, mich abholen soll. Während ich warte, bieten Händler bunte Luftballons, Wassermelonen und blinkende Spielzeuge feil. Ich frage mich, ob sie an diesem Ort – zwischen Israel und Palästina, zwischen schwitzenden Grenzsoldaten in Uniformen und wütenden Palästinensern in Warteschlangen – jemals einen Luftballon verkaufen. An diesem Ort, an dem eigentlich keiner sein will, schon gar nicht mit einem lila Luftballon am Handgelenk. Oder vielleicht doch? Vielleicht gerade hier? Als ich schon mit dem Gedanken spiele, dem armen Mann eines seiner Heliummonster abzukaufen, kommt Hanadi hupend auf mich zugefahren. «Musstest du lange warten?», fragt sie mit besorgtem Gesicht unter dunkelbraunen Locken, als ich in ihren staubigen Familienvan einsteige. Ich winke ab, und mir entfährt ein Dank auf Hebräisch. «Das sagen wir hier nicht», faucht Hanadi, und ich beisse mir auf die Zunge. Je länger ich in Israel lebe, desto weniger scheine ich noch als ausländische Journalistin zu gelten, die unbeschwert und ungesehen zwischen den entgegengesetzten Welten pendeln kann.

**Tagesordnung.** Wir fahren nach Al-Ram, einem Vorort Ramallahs zwischen bunt bemalter Sperrmauer und weniger farbenfrohen Grenzposten. Hier steht das grösste Fussballstadion der Autonomiegebiete. Statt Werbebanner für Biermarken schmücken Plakate von Mahmud Abbas und Jassir Arafat die Fassaden des Platzes. Zwei junge Frauen kommen auf dem braunen Rasen in unsere Richtung und treten auf den Vorplatz. Sofort nähert sich ein israelischer Soldat mit gerunzelter Stirn und fragendem Blick. Er scheint fast noch jünger als die beiden Frauen, vielleicht gerade mal 18 oder 19 Jahre alt. Die Schweissringe unter seinen Armen haben bereits einen weissen Rand. Wahrscheinlich steht er schon länger auf seinem Posten in der sengenden Hitze. Die beiden winken ab, ohne ihn auch nur anzusehen oder ihr Gespräch einen Augenblick zu unterbrechen. Kehrtwenden, No-go-Zonen und Hitze sind in Al-Ram an der Tagesordnung.

Keine einfachen Konditionen, um professionell Sport zu treiben, sage ich bei der Begrüssung. Dima, eine der beiden Frauen, stimmt mir zu. Und trotzdem gehe sie dreimal die Woche zum Training. Sogar jetzt, während des Ramadans, des muslimischen Fastenmonats. «Die Spiele finden dann entweder nachts statt, nachdem man gegessen hat, oder kurz vor Sonnenuntergang, damit man danach sofort etwas trinken oder essen kann.» Dima zuckt mit den Schultern, die Haare trägt sie offen. Sie betreffe das nicht, sie sei Christin. Daher auch kein Kopftuch, lacht sie. Aber das Fasten beeinflusse natürlich ihre Mitspielerinnen und damit die Energie des ganzen Teams, fügt sie etwas mürrisch hinzu.

**Spiel gegen Japan.** Dima spielt in der palästinensischen Fussballnationalmannschaft der Frauen. Viermal konnte das Team an der West-Asian-Meisterschaft teilnehmen. Zu anderen grösseren Wettkämpfen ist es bislang nicht gekommen. Sie seien ein junges Team, sagt die 22-Jährige, und keine von ihnen könne ihren gesamten Alltag dem Fussball widmen. Auch sie müsse gleich zur Universität. Dort studiert sie Journalismus. Eine Karriere als Fussballerin? «Daran habe ich nie gedacht. Das ist hier keine Option. Denn im Gegensatz zu Europa steckt hier kein Geld in den Clubs.»

Fragend blickt Dima zu Gina, der Frau neben sich. Die nickt bestätigend, seufzt und hebt die Hände. Eine Geste der Resignation? Seit einem Jahr trainiert Gina die Mädchen unter 19 Jahren. Eine Aufgabe zwischen Hoffnung und Frustration. «So viele Talente bleiben hier ungenutzt. Viele Palästinenser wissen nicht einmal, dass wir eine Frauenfussballmannschaft haben. Es ist ein Männersport – hier noch viel extremer als in Europa. Aber ich versuche, den Sport auch unter Frauen bekannt zu machen.» Ein doppelt schwieriges Unterfangen. Schon die männlichen palästinensischen Sportler haben aufgrund eingeschränkter Bewegungsfreiheit oder fehlender Pässe stets Probleme, ausserhalb der Grenzen der Autonomiegebiete zu spielen oder zu trainieren. Ganz zu schweigen von Menschen in Gaza und von Frauen, für die eine Auslandsreise, grosse Wettkämpfe und Trainingscamps meist ein Ding der Unmöglichkeit sind. Die gegnerischen Mannschaften müssen notgedrungen nach Palästina kommen – und das passiert selten. «2011 haben wir in Palästina



© PALESTINIAN FOOTBALL ASSOCIATION

gegen Japan gespielt, das war ein Highlight.» Gina klingt stolz – und das, obwohl ihr Team 0:19 verloren hat.

Wir entschlossen uns, der brütenden Hitze im Stadion zu entfliehen und im gegenüberliegenden Gebäude Erleichterung bei der Klimaanlage zu suchen. Dima und Gina hätten Glück, sagt Hanadi. Ihre Eltern seien stolz auf sie und unterstützten sie in allen Belangen. Das habe sicher mit ihrer Religion zu tun – Christen im Westjordanland genießen im Schnitt höhere Ausbildungen und Wohlstand. Sowohl Gina als auch Dima sprechen fließend Englisch. Beide planen, einen Teil ihrer Hochschulzeit im Ausland zu verbringen. Mir wird bewusst, warum sich gerade diese zwei Mädchen bereit erklärt haben, mit mir zu sprechen. Die Hürden sind niedriger, der Umgang natürlicher.

**Unterwegs als Journalistin.** Vier Jahre pendelte ich zwischen Nahost und Deutschland, seit zwei Jahren lebe ich als Journalistin in Tel Aviv. Meine fast wöchentlichen Ausflüge über die Grenze ins Westjordanland – nach Ramallah, Nablus, in kleine Dörfer im Umland und nach Bethlehem – sorgen noch immer für Verblüffung, Aufregung oder Stirnrunzeln auf bei-

**Mit Leidenschaft.** Die palästinensischen Frauen lieben Fußball. Schade, dass fehlende Reisepässe ein Engagement im Ausland verhindern.

den Seiten des Sperrzauns. Ich reise zwischen den Konfliktparteien und werde auf beiden Seiten zwar mit offenen Armen, aber auch mit Fragen empfangen. «Wurdest du nicht mit Steinen beworfen, angefasst, bespuckt?», fragen mich die israelischen Freunde. «Warten die nicht ihr Leben lang darauf, ins Militär zu gehen? Um zu lernen, wie sie uns töten können?», wollen die palästinensischen Freunde wissen. Oft gehe ich brisanten Gesprächen aus dem Weg, manchmal fühle ich mich jedoch dazu berufen, meinem Gegenüber ein wenig Klarheit über dieses fremde Monster ohne Namen und Gesicht hinter dem Checkpoint zu verschaffen. Die Parteien kennen einander kaum. Israelis ist es verboten, in die palästinensisch regierten Territorien zu reisen. Palästinenser erhalten Einreiseerlaubnis für Israel nur in Ausnahmefällen.

Erste Skepsis bin ich – vor allem auf palästinensischer Seite – mittlerweile gewohnt. Den Palästinensern ist es wichtig, dass ich nicht für israelische Medien schreibe. Dass ich mich mit ihrer Landesgeschichte genauso gut auskenne

wie mit der israelischen. Dass ich «Shukran» und nicht «Toda» zum Dank sage. Dass wir viel über deutschen Fußball, aber nie über die israelischen Mannschaften sprechen.

**Startschuss auf der Strasse.** Fußball ist tief in der palästinensischen Kultur verankert. Bereits 1928 wurde der erste Fußballbund gegründet. Seit 1998 gehört die Männer-Nationalmannschaft zur FIFA, 2006 folgten die Frauen. Dabei gilt Fußball unter manchen Palästinensern als westliches Kulturgut, das Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Briten und die ersten jüdischen Einwanderer ins Land gebracht wurde und daher gemieden werden muss. Für Mädchen sind die Hürden noch höher. «Die meisten Familien sehen es nicht gerne, wenn ihre Töchter regelmässig Teamsport treiben möchten», erzählt Dima. «Es geht um die Kleidung, um das Reisen in andere Städte oder Dörfer, um den Kontrollverlust der Eltern.»

Weder Dima noch Gina sind verheiratet oder haben Kinder. Wie es die palästinensische Kultur will, leben sie daher noch bei ihren Eltern. Erst langsam gewöhne man sich daran, dass manche Jugendliche für ein Studium zu Hause auszögen und in der Nähe des Campus

wohnten. «Manche ziehen auch für ihre Arbeit nach Ramallah», so Dima. Bei Tag sei es eine normale Stadt, bei Nacht sei es das Zentrum für alle feierwütigen Palästinenser, die sich nach Cocktails, Konzerten und Musik sehnten. Da sie selbst noch keine eigene Wohnung habe, pendle sie jeden Tag zur Universität. «Fussball, Hochschule, Reisen – das geht. Aber auch noch alleine wohnen in Ramallah, das wäre selbst meinen Eltern ein bisschen zu viel.»

Während wir schwarzen Kaffee mit Kardamom in der Brise der Klimaanlage schlürfen, gesellt sich Yousef Zaghoul, einer der Trainer und Direktor der Abteilung für Frauenfussball in Al-Ram, mit grossem Hallo und Händeschütteln zu uns. Sofort bringt er sich ins Gespräch mit ein. «Für die meisten Mädchen ist mit 16 Jahren Schluss mit Fussballspielen», sagt der Mann nickend. Er nimmt die kleine Kupferkanne und giesst sich ein. Eigentlich ist Yousef studierter Ingenieur. Fussball sei aber schon lange seine Leidenschaft. «Ich habe eines Tages eine Gruppe von Kindern auf der Strasse vor meinem Haus spielen sehen. Ein Mädchen war dabei, und sie war unglaublich gut! Ich war sehr beeindruckt und gleichzeitig sehr betrübt, denn ich wusste, dass sie höchstwahrscheinlich nie von ihrem Talent profitieren würde.»

Dima hört aufmerksam zu. Auch sie habe auf der Strasse mit dem Spielen begonnen. «Wie alle von uns», fügt sie hinzu. Irgendwann sei es nicht mehr angemessen gewesen, erinnert sie sich. «Die Jungs weigerten sich plötzlich, mit mir zu spielen. Die Nachbarn schauten komisch.» Sie selbst habe es nicht so sehr wahrgenommen, ihre Eltern hätten dann aber entschieden, dass die Strasse nicht der richtige Ort sei, um dem Sport weiter nachzugehen. Zum Glück durfte sie im Club weitertrainieren und spielen.

«Der Moment, als ich jenes talentierte Mädchen vor meinem Haus spielen sah, hat sowohl mein Leben als auch mein Heimatdorf Dura verändert», erklärt Yousef. Das Dorf Dura liegt zwischen Hebron, jüdischen Siedlungen und Olivenbäumen, mehrere Umgehungsstrassen für jüdische Siedler durchziehen die Täler ringsum. Kein Ort, um sich zu entfalten, findet der Trainer. Aber endlich habe er gewusst, wie er wirklich etwas in seiner Gesellschaft bewirken könnte. «Es mag ein Klischee sein – aber an Orten wie hier hat Sport noch immer die Kraft, etwas zu verändern.»

**Überzeugungsarbeit.** Yousef gründete in Dura einen der ersten Mädchenfussballclubs Palästinas. Vorher habe er dort bereits zwei Teams von je 30 Jungs trainiert. Man kennt ihn, vertraut ihm. Das sei unerlässlich, fügt er hinzu. Ohne ein bekanntes Gesicht passiere in diesem Landstrich gar nichts. Bis heute trägt die Strasse, in der das erste Trainingsfeld lag – ein unscheinbarer, kleiner Platz aus grauem Schotter, den Namen Joseph-Blatter-Street, benannt nach dem ehemaligen Präsidenten des Weltfussballverbands FIFA. «Er war hier, als wir 2015 das erste richtige Fussballstadion eröffneten.»

Seit Yousefs Initiative hat sich der Sport Schritt für Schritt im Land verbreitet, mittlerweile zählt man 28 Clubs für Frauen. Für Mädchen bietet der organisierte Teamsport eine Möglichkeit, auch neben der Schule das Elternhaus zu verlassen. «Ich habe gemerkt, dass sie – im Gegensatz zu den Jungen – immer mindestens eine halbe Stunde vor Trainingsbeginn da sind und auch nichts dagegen haben, wenn wir länger spielen als geplant. Das ist ihre Ausgehzeit, ihre Gelegenheit, einen Abend mit Freundinnen zu verbringen», erklärt der Trainer. Die meisten von ihnen haben in all den Jahren keine einzige Trainingsstunde verpasst, erinnert er sich. «Sogar wenn sie krank sind, kommen sie und schauen vom Rand aus zu.»

Oft habe er die Eltern der Spielerinnen vom Fussball überzeugen müssen. Viele Tassen Kaffee und Tee, unzählige Torten habe er im Namen des runden Balls mit besorgten Müttern und Vätern trinken und essen müssen. «Es gelingt mir oft, sie von der Sicherheit des Umfelds zu überzeugen», sagt er. Gerne erinnert er sich an die beiden Spielerinnen, die er 2014 mit zur Fussballweltmeisterschaft nach Brasilien nehmen durfte, um dort inklusive Fahne die palästinensischen Gebiete zu repräsentieren. «Sie waren vorher noch nie ins weite Ausland gereist, lediglich ins Nachbarland Jordanien für das ein oder andere Freundschaftsspiel.» Auch Dima und Gina haben den Nahen Osten noch nie verlassen. Vielleicht sei das der Grund, warum sie Journalismus studiere, meint Dima. Neue Menschen, neue Länder und die Neugierde, zu schauen, was es ausser dem umkämpften Flickenteppich in der Welt noch gibt. «Ich tue es jedenfalls nicht, weil die Medienbranche in Palästina blüht», sagt sie und lacht herzlich auf.

**Passion.** Es habe viele Fälle gegeben, in denen die Mädchen mit der Pubertät auf Wunsch der Familie aus den Fussballclubs austreten mussten, beklagt Yousef. «Oft war ich nicht in der Lage, den genauen Grund herauszufinden. Die Kleidung? Kann man ja anpassen. Die Reisen? Der Sport selbst? Es gehöre sich einfach nicht, Ende der Diskussion.» Das sei ihr glücklicherweise erspart geblieben, ergänzt Dima. Für sie waren es eher strukturelle Probleme und die Politik der Region, die sie davon abgehalten haben, den Sport als etwas anderes als eine persönliche Leidenschaft zu betrachten. «Ich liebe das Spiel. Aber es gibt so wenig Unterstützung: keine Stipendien, keine Sponsoren, keine Investoren. Woher sollen wir die Trikots bekommen? Ausrüstung? Bälle? Stadien?»

Auch Yousef arbeitet bis zu diesem Tag ehrenamtlich. Genau wie Gina. «Mehrere Abende in der Woche», betont sie. Dafür müsse man wirklich an den Sinn der Sache glauben, stimmt Yousef zu. «Ich tue das für die nächste Generation, nicht mehr und nicht weniger.» Sie spiele lediglich zum Spass, sagt Dima, nicht mehr und nicht weniger. Ihr Lieblingsclub sei Borussia Dortmund aus Deutschland. «Die würde ich gerne mal spielen sehen. Was meint ihr, vielleicht

kommen sie ja mal nach Al-Ram?» Sie rutscht auf ihrem Stuhl hin und her und schaut auf die Uhr. Sie müsse sich jetzt verabschieden, der Unterricht rufe. Es ist ganz offensichtlich, wie ehrgeizig die Mädchen sind. «Die kämpfen und drängeln, auf dem Spielfeld und im Leben», flüstert mir Hanadi auf dem Weg nach draussen zu.

Die Hitze schlägt uns entgegen wie eine Wand. In Tel Aviv habe man wenigstens das Meer, sagt Hanadi spitz, und ich höre die Wut heraus, dass Palästinenser seit der Staatsgründung Israels von ihrem eigenen Meer abgeschnitten sind. Sie fährt mich zurück zum Checkpoint. Von hier trennen mich noch drei Busse von meinem Zuhause – die Entfernung ist klein, doch ein Bus aus dem Westjordanland darf nicht nach Israel fahren. Alle Passagiere müssen umsteigen. Ich halte mich in der Nähe einer älteren Dame mit geblühtem Kopftuch, die mir schon vorher aufmunternd zugelächelt hat. Ein blonder israelischer Soldat kontrolliert die Pässe, es herrscht Aufruhr, weil eine Mitreisende anscheinend nicht die richtigen Papiere bei sich hat. Als der Soldat bei mir ankommt, zögert er. Das bin ich bereits gewohnt. Aus meinem Visum geht hervor, dass ich bereits seit Längerem in Israel wohne. «Du sprichst Hebräisch? Was machst du hier?», fragt er, und ich fühle mich dazu angehalten, in seiner Landessprache zu antworten. Mit einem Mal spüre ich, wie sich die Atmosphäre im Bus ändert. Bis jetzt war ich in aller Augen eine harmlose blonde Touristin, die sich ein Bild von Ramallah machen wollte. Ich spüre, wie sich die Mitreisenden hintergangen fühlen. Der Busfahrer dreht sich um: «Nun also sprichst du auf einmal hebräisch, ja?», sagt er, bevor der Soldat ihn mit einem herrischen Zischen zum Schweigen bringt. Ich rutsche tief in meinen Sitz. Die Zeiten, in denen ich unbeschwert und ungesehen zwischen den entgegengesetzten Welten pendeln konnte, scheinen vorbei zu sein. 🌐

franziskaknupper@googlemail.com



Eigentlich wollte **Franziska Knupper** (30) nur einen Kurzurlaub in Israel machen – sechs Jahre später reist sie immer noch kreuz und quer durchs Land und sammelt als freie Autorin Geschichten aus dem Nahen Osten. Dabei konzentriert sie sich auf Ereignisse, die fern von der gängigen Nachrichtenagenda liegen, und versucht, anhand von weiblichen Fussballteams oder palästinensischen Weinbauern, israelischen Bergsteigern oder tanzenden Rabbis ein buntes Bild dieser komplexen Region zu zeichnen. Sie lebt und arbeitet in Tel Aviv.

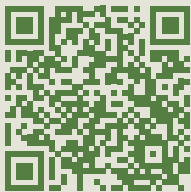
# Reisen im Kopf



Zu Hause  
um die Welt  
reisen



Raus aus der Hektik des Alltags.  
Zurücklehnen. Abschalten.  
Das Globetrotter-Magazin nimmt Sie  
viermal jährlich mit auf Reisen in  
bekannte und unbekannte Gegenden  
rund um den Globus. Mit spannenden  
Reportagen und faszinierenden Bildern.  
Entspannung, Horizonsweiterung  
und Lesegenuss für 35 Franken im Jahr.  
Dazu gibts die Globetrotter-Card,  
mit der Sie von attraktiven Rabatten aus  
der Welt des Reisens profitieren.



Jetzt online  
bestellen



## Jetzt abonnieren

1.1. bis 31.12. | 4 Ausgaben | CHF 35.–

1.7. bis 31.12. des Folgejahres | 6 Ausgaben | CHF 45.–

Bitte schickt mir eine kostenlose Probenummer

Ich möchte das Globetrotter-Magazin verschenken

### Rechnungsadresse

### Versandadresse

Gleich wie Rechnungsadresse

Vorname | Name

Strasse

PLZ | Ort

E-Mail

Vorname | Name

Strasse

PLZ | Ort

E-Mail